

Land DEUTSCHLAND
Medium DIE BRÜCKE
Ort SAARBRÜCKEN Datum 1. 5. '08
Rezensiert von

Asli Erdogan

Die Stadt mit der roten Pelerine

Roman. Aus dem Türkischen von Angelika Gillitz-Acar und Angelika Hoch. Mit einem Nachwort von Karin Schweißgut. Unionsverlag, CH-Zürich 2008. Türkische Bibliothek. 203 Seiten, 19,90 Euro

Eine Komposition aus kosmopolitanen Bildern, aus Reportage, Essay, Poesie mit autobiographischer Komponente. Karin Schweißgut in ihrem Nachwort:

Rio de Janeiro: die Stadt des Karnevals, der Tropenkrankheiten und der Armut, des organisierten Drogenhandels und der Slums, brasilianische Metropole mit einem bunten Völkergemisch. Die Labyrinthe des städtischen Raums, Chaos und Dschungel, Begegnungen mit dem Tod bestimmen den Roman und seine Protagonistin - ihr Denken und Handeln, die Schöpfung ihrer fiktiven Doppelgängerin, ja geradezu alle Facetten ihres Seins sowie die Art und Weise ihres Schreibens. Nicht wie eine Touristin führt Özgür den Leser durch die Großstadt, vielmehr wie eine Migrantin, die das zunächst Fremde bereits als Vertrautes und Eigenes angenommen hat. Im Alltäglichen verhält sie sich wie eine Einheimische. Einzelne Figuren, die stets den marginalisierten, unteren Gesellschaftsschichten oder der Künstlerszene angehören, haben sie akzeptiert. Trotz alledem bleibt sie für die Einwohner der Metropole eine Gringa, eine Ausländerin.

In einer epothen Epoche wie der ökonomisch diktatorialen Gegenwart der lumpenliterarischen Konjunktur ist eine Eloge auf das Opus Asli Erdogan's angebracht. Gerade das versucht der Rezensent in folgender Form, indem er Auszüge aus verschiedenen Monologen der Protagonistin entnimmt, die nicht nur den Inhalt aufzeigen, sondern auch die sprachlichen Bilder widerspiegeln. Eine Spezialität dieser Novelle, die sich als eine poetische Reportage kennzeichnen läßt, ist, daß sich „Die Stadt mit der roten Pelerine“ nicht als der Ort des Geschehens ahnen läßt, sondern als der Akt selbst.

Die Abenteuer-freudige Heldin Özgür/Ö. (die Freie, Eigenwillige) kreuzt von Anfang an als eine Reisende in den Straßen von Rio auf, richtet ihre wißbegierigen fremden Blicke auf die kosmopolitan bewegten, bunt schimmernden Bilder:

Diese Stadt, die genau auf dem Wendekreis des Steinbocks liegt, stellt alle nur erdenklichen Spielarten der Gattung Mensch zur Schau. Als hätte sie sich jedem Gast fernher Welten hingegeben: Mulatten, Mestizen, Cafusos, Japaner,

→ b.w.

IN DEN KULISSEN DER TEUTOZENTRALE

Inder, Russen, Deutsche und Schweizer, die auf jedem Hügel, der auch nur im Geringsten an die Alpen erinnert, eine Kolonie gründen; „die Türken“, und damit meint man die Araber aus Syrien, die ihre Melodien aus der Wüste und gefüllte Fleischbällchen mitgebracht haben; die von der Sonne ausgemergelten Nordestinos, die Bewohner des Nordostens, die die unfruchtbaren Böden des Sertão, wo heute noch Feudalismus herrscht, verlassen haben und in deren Mägen nie etwas anderes als Kaffee und Maniok gelangt war; die Bahianos, die seit unzähligen Generationen von den blutigen Spuren der Sklaverei gezeichnet sind; die Ureinwohner des Amazonas, die die undurchdringlichsten Augen der Welt haben. Alle möglichen Mischungen, Schwarze mit indigoblauen Augen, strohblonde Indianer, Japaner mit afrikanischen Lippen, Araber mit Kalmückenstirn; jede Schattierung und Tönung, die die menschliche Haut annehmen kann: Zimt, Siena, Orange, Milchkaffee, Honig, Kakao.

Jedes Abenteuer ist der Tapetenwechsel einer preisgünstig zusammengeschusterten Kulisse. Die erzählende Protagonistin, die Reisende, fühlt sich in ihrer Isolation erfaßt von der Sehnsucht nach den Sesamkringelverkäufern und Kleinganoven aus den Gecekondus auf dem „Platz der Freiheit“ vor und hinter der Universität Istanbul. In Rio de Janeiro muß sie erneut feststellen, wie Favelas das Gesicht der Megacities wie Pockennarben entstellen:

Auf jedem Zwischenstopp ihres Nomadendaseins fand sie oder schaffte sie sich immer wieder einen solchen „Istanbul-Punkt“, in jedem Küstenort, jeder mitteleuropäischen Alpenstadt und jedem Hafen, in dem sie Zuflucht suchte. Das waren Stellen, die aus dem richtigen Blickwinkel, bei richtiger Beleuchtung und - zugegeben - im richtigen Seelenzustand an Istanbul erinnerten. Dieses Rio mit seinen Stränden, die durch die Steilfelsen der Adlerhorste voneinander getrennt sind, mit seinen Buchten, die so verschlungen sind wie die Arme des Amazonas, mit seinen wilden Klippen, die den Horizont zerteilen, dieses Rio mit seinem unendlichen Dschungel, der aussieht wie ein riesiges, über die Stadt geworfenes Fischernetz, dieses Rio hat zweifellos nichts gemein mit Istanbul. Rio, das Extreme, Widersprüche und die Maßlosigkeit liebt, ist von betörender Schönheit. Es stürzt sich erbarmungslos auf den Menschen, macht ihn trunken, treibt ihn in die Enge. Rio ist Herr über die erschreckende Magie der Masken Afrikas. Die Stadt hingegen, in der Özgür geboren und aufgewachsen war, glich einem antiken silbernen Amethyst-Armreif: steif, vornehm, stolz, geheimnisvoll, mit Patina überzogen.

Das Leben kann sündhaft teuer werden, der Tod aber nicht billiger. Auch unter dem ersten am eigenen Leib gespürten Tropenregen der Helden bietet die Autorin ein Beispiel dafür, wie sie ein normales Naturphänomen in lyrische Illustrationen verwandelt:

In Rio endet die extrem lange Trockenzeit im März. In diesem Monat setzt der tropische Regen ein, der sich über Tage, Nächte und Wochen hinzieht. Ganz unverhofft bemächtigt sich ein riesiges, schwarz verhülltes Heer des Horizonts, nähert sich in wildem Galopp und greift plötzlich ohne Vorwarnung an. Furchterregend und unentrinnbar

wie das Schicksal bricht es über die Stadt herein und lässt ihr nicht einmal Gelegenheit, ihre Fensterläden zu schließen. Ein wutentbrannter, ungezähmter, hasserfüllter, unerträglicher, erbarmungsloser Regen. Endlich begeht der Himmel auf und macht sich daran, den ganzen Schmutz - Straßen und Wolkenkratzer, Blut und Vergangenheit - zu vernichten, die Stadt in einen Fluss zu verwandeln und in den Ozean zu spülen, um dieses Land seinem wahren Besitzer zurückzugeben, dem Dschungel. Um zu den schönen Tagen zurückzukehren, als es noch keine Menschen gab und die Zeit stillstand.

Über den Tod die Nase rümpfend und auf der Flucht vor einem öfter erscheinenden grobschlächtigen Ungetüm gerät die Helden in einen Feuerregen in einem von Schüssen, in einem wie durch ein Sieb durchlöcherten Himmelsstrich - Abenteuer Lateinamerika:

Weitgereiste, die es, fern des Brennpunkts der Zivilisation, auf diesen verlorenen Kontinent verschlagen hat, mitgerissen von irgendwelchen Stürmen, von abgrundtiefen Strömungen, von Strudeln; alte Nazis, Gesetzesflüchtige, internationale Terroristen, ausgediente Diktatoren, Seeleute und Ozeanüberquerer, die ihrem Traum von Freiheit nachjagen; jene, die der Erinnerung an die scheinbar wahre Liebe bis in die Tropen hinterherhecheln; die ihr „versunkenes Atlantis“ oder sich selbst suchen; die Musik, Tanz und Leidenschaft für das probate Mittel gegen die Bitternis des Lebens halten; die ihr Gewissen zusammen mit ihren Mänteln und Stiefeln zurückließen und hinter spottbilligem Kinderfleisch her sind; unverbesserliche Romantiker, die einst ihre Zimmer mit Che-Postern schmückten und sich hier in den Sumpf stürzen, weil ihnen in ihren eigenen Ländern kein Ideal geblieben ist, für das es sich zu sterben lohnt; jene, die sich von der Sehnsucht nach fernen, noch ferneren, den fernsten Kontinenten nähren und sich von einem Horizont zum nächsten stürzen; die ihr Bündel an Illusionen, Verheißungen und Märchen nach Südamerika retten konnten, Südamerika, die weiße Leinwand, auf die man all seine Träume projizieren kann; und nicht zuletzt jene, die in ihren Traumschlössern straucheln und auf die Nase fallen.

In der Einsamkeit läßt die Sonne ihren Zorn spüren. Eine von kosmopolitanen Komponenten in den Gräbern des Gedächtnisses begleitete eingefleischte Istanbulerin fühlt sich als eine verwaiste Insulanerin in einem Megapolis-Dschungel der Konfessionen, Sekten und Mythen:

Bis vor einem Jahr noch hatte sie die Nase gerümpft über den Aberglauben der Brasilianer, ihre unzähligen durcheinander gewürfelten Religionen, ihre verschiedenartigsten magischen, nur halb verstandenen Geheimlehren, wie Astrologie, Wahrsagerei, Zeichendeutung, Götterkulte und Hexerei. In einer derart chaotischen Stadt, die sich niemals auf nur einen Gott beschränken wird, waren die verschiedensten Konfessionen, Sekten und Mythen miteinander verschmolzen. Die katholische Kirche, die das, was sie mit der einen Hand zerstört, mit der anderen Hand segnet; die Protestanten, ein blasser Fleck im bunten tropischen Freudentaumel; die Baptisten, die mit ihren lauten, ohrenbetäubenden Sambazeremonien auf die Straßen drängen; der Can-

→ siehe S. i

IN DEN KULISSEN DER TEUTOZENTRALE

schnell verwelkt wie Feldblumen, verheißen sie verbotene Früchte, viel süßer als die des Paradieses.

Auf den Plantagen hatten sie die schreckliche Ausbeutung des Körpers zu spüren bekommen, seinen Wert und seinen Preis. Ihre erste Erzieherin war die Peitsche. Sie wissen, dass die Welt der Welten in ihren Hüften gärt; sie wissen, dass nicht der Stift der Geschichtsschreibung zwischen ihren Schenkeln Unterschlupf findet, sondern das Rad der Zeit, das das Leben zermalmt. Auch wenn sie von Liedern gerührt sind und in ihrem Innersten weinen, zahllose Götter haben - vom Fußballer bis zum barmherzigen Jesus - und ein Mann nach dem anderen sie zum Fußabstreifer macht, bis sie zu alt und runzlig sind - im Grunde wissen sie es: Der Körper vergisst nie, was ihn die Peitsche gelehrt hat.

Der fahrgen Helden geht langsam die Kraft aus. Sie verabscheut die Missionares-Arbeit, den rührseligen Röntgenblick der Ersten Erdlinge, des Abendländertums:

Darren war in Rio, um einen Dokumentarfilm über die Morde an Straßenkindern zu drehen. Er war ein Missionar des Kommunikationszeitalters, der sein Leben seiner Arbeit gewidmet hatte, das heißt dem rührseligen Röntgenblick der Ersten Welt. In der einen Hand hatte er eine Kamera, in der anderen das Wörterbuch, in der Hosentasche seine Malariatabletten und die Präservative; er war gegen alles geimpft, von Typhus bis Gelbfieber, hastete von Nicaragua nach Bosnien, von den Wüsten Afrikas in die Slums Brasiliens und riskierte dabei ständig Kopf und Kragen.

Der Kokon mischt sich überall ein, verwischt die Scheidewand zwischen Heiterkeit und Sentimentalität. Er ist das Vakuum, die Einsamkeit, die ein Wanderer kennt wie der Soldat die Angst - Parabel! Immer öfter stöhnt Özgür Heiland-Spruch „Lama Sabachtan - warum hast du mich verlassen“. Immer wieder Nacht in den Straßen von Rio - Favelados, Kokain, Cola:

Die tropische Nacht, die sogar noch einen Diamanten schleift. Sie leckt den Körper wie eine feuchte Zunge, dringt durch alle Fissuren ins Gewebe ein und wird dort, genau im Inneren, vom eigenen Rhythmus erfasst. Eine Nacht, die bei jedem Pulsschlag mitschwingt. (...)

In der Ferne das Dröhnen der Trommeln-Tamtams, Atabaques, Marimbas, Pandeiros. Die Reisende wird das gewaltige Lagerfeuer in der Wüste der unendlichen Einsamkeit erreichen. Auch sie wird sich unter die Menge mischen, die tanzt, bis sie in Trance fällt. Befreit von ihren Ketten, trunken, verdammt zum Genuss. Menschen, die verzweifelt tanzen, damit das Lagerfeuer die Nacht, die sie umgibt, und die Nacht in ihrem Inneren erhellt. Ein Rhythmus, eine Wüste, eine Nacht. Menschen im gleichen Schritt, Hand in Hand, Schulter an Schulter, tanzen den Tiefen des Nichts entgegen. Dort liegt ein großes Geheimnis, genau an diesem toten Punkt: Das Leben ist nur ein Traum zwischen zwei Lidschlägen. Nur ein Traum ...

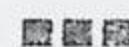
Dann die gleichen greifbaren Bilder. Sprößlinge der Gewalt und Zöglinge der Zombies. Sie nähren sich im Inneren der Helden und schießen dann in die Höhe. Noch einmal Rio, die Labyrinth:

Die Stadt der Abgründe, der Kadaver, der Adler. Rio, das waren Regentropfen, so schneidend wie Rasierklingen; das waren die Busse nach Santa Teresa, voller Säufer und Banditen, die einstimmig miteinander sangen; das nervenzerreirende Schlagen der Karnevalstrommeln; die melancholische schwarze Stimme, die sie schon vom ersten Tag an mitgerissen hatte; die gutherzigen Gauner; Eduardos Geschenke; die Mangobäume der Ballettschule, in deren Ästen die Affen sprangen; die Muscheln, die mit dem Windhauch aus dem Tal klimbten; Elis Lächeln am ersten Tag, das nie vergehen würde; die Guanabarabucht, die das entsetzliche Gelächter des Ozeans überdeckt; der Dschungel, der in seinem schrecklichen Durst nach Licht immer weiter vordringt und schließlich auch in ihrem Herzen wuchs. Sie hatte sich in die gefährlichen höllischen, traurigen Tropen verliebt. (...)

An jeder Ecke war ihr der Tod begegnet, ein feister, gefäßiger, wankelmütiger Tod, der in jedes der Worte, das sie geschrieben hatte, eingesickert war. Aber es war etwas anderes, dem sie durch dunkle Labyrinthe nachgejagt war, um ein Stückchen davon zu erhaschen, etwas anderes, was sie in den bettelarmen Favelas, hinter Karnevalsmasken, hinter den trüben Blicken der Obdachlosen gesucht hatte: die verzweifelte Lebenslust des Körpers, die älter und stärker ist als alle Worte.

Auf einmal schweigen die Straßenslangs, ertragen weder Logik noch Tragik. Dann geht ein Streit, der Leben heißt, zu Ende. Der Abschied der Freien, der Eigenwilligen:

In einer Stadt mit dem Namen Rio de Janeiro, an einem gewöhnlichen Sonntag, der von Feuerwerk erschüttert war, an dem sich der Himmel nach dem tropischen Sonnenuntergang erneut der Finsternis unterwarf, sich die drückende Hitze gegen die vom Ozean aufkommende Brise durchsetzte, die Frauen ihr Makeup für den Sonntagstanz, das Lokal oder ein Konzert auflegten, die Busse vom Strand an der Copacabana vollgestopft mit Menschen zurückkamen, die nach Salz rochen und die nasse Haare hatten, die Imbissbudenbesitzer ihre Kaffeeautomaten auffüllten und Bierfässer für die durstigen Nachtschwärmer herbeirollten, die Straßenkinder, die sich für das Abendessen auf den Weg zu ihren Müttern machten, die Favela Morro Azul, die die Stadt informierte, dass sie für den wöchentlichen Kokain-Verkauf bereit war, und in der Ferne traurige Chöre, die ihre Lieder anstimmten; an so einem gewöhnlichen Sonntag hatte sie in einer Straße mit Schrottautos, Glassplittern und Öllachen zu erklären versucht, was das sei, das Sterben. Erstaunt darüber, das erste und einzige Mal die Hauptfigur einer Tragödie geworden und ganz allein mit einer unbewegbaren Realität konfrontiert zu sein. Mit ihren weit aufgerissenen Augen suchte sie nach glanzvollen Attributen, dramatischen Bildern und nach Begriffen, die der Wirklichkeit am nächsten kamen. Diesen Moment hatten diese Augen ausdrücken wollen, diesen letzten Augenblick, in dem das Leben so verschwindend klein wird, dass es sich zu einem winzigen Punkt zusammenzieht und sich auf diese Weise unendlich ausdehnt. Eigentlich war sie genau so gestorben, wie sie es gewollt hatte.



men; die Hare-Krishna-Anhänger mit ihren Karnevalsmasken. In dieser Stadt, die sinnlos Menschenleben vergeudet, überlebt niemand ohne einen Gott.

Emanierende Illustration von blut- und tränenüberströmten Menschenlandschaften in Favelas, abgemähten Stopfelfeldern, wo Begriffe wie Privat oder Eigentum selten vorkommen und das Leben dergestalt einer antiken Theaterruine ähnelt:

Die heimtückischen, heruntergekommenen, geheimnisvollen Labyrinthe des Totenreiches; ein einstündiger erschöpfender Anstieg, der durch enge Korridore und Tunnels führte, auf dem man von Terrasse zu Terrasse klettern und von Stein zu Stein springen musste; Häuser, die mit ihrem abrökkelnden Putz an Gesichter erinnern, die mit Pickeln und Furunkeln übersät sind; Hütten, die auf die Seite hängen, als wären sie unter der Sonne geschmolzen; Baracken aus Dornengestrüpp und Schilf, die nicht zu erkennen geben, aus welcher Epoche sie stammen. Alles ist funktional, auf engstem Raum zusammengedrängt, ineinander verschachtelt und unvorstellbar hässlich. Wie eine Theaterkulisse, die jeden Moment einzustürzen droht. Es stank nach Kot und Abwässern.

In Tropenecken lauern Gangsterschatten. Der Meilenstein der Protagonistin ist die Maske, für die Autorin die Metapher, die sie zu zerstückeln versucht, um an einen Funken Licht gelangen zu können - was jemals nicht gelingen kann. In der Gestalt Özgürs entreißt Asli Erdogan Rio die Maske, stellt die karnevaleske Maskerade bloß, bleibt auf der Fährte des von Eliten eliminierten Elemente-Karnevals:

Realität und Traum sind vertauscht. Männer in Frauen- und Frauen in Männerkleidung; Transvestiten in Netzstrümpfen, Tongas und Plateauschuhen mit Reagan- und Thatcher-Masken vor den Gesichtern; Paillettenkleider, die in der dunklen Nacht aufblitzen, Papageienfedern, Konfetti, Feuerwerk; künstliche Penisse, aufblasbare Brüste, glänzende Fetische; Polizisten, die an jeder Straßenecke Kokain verteilen, und patrouillierende Gangster; Hausfrauen, die Prostituierte nachahmen, und Prostituierte, die Nonnen mimmen; phosphoreszierende Körper, die mit Goldfitter bestäubt oder grellbunt bemalt sind; Nazioffiziere, Cäsaren, Pharaonen, Titanen, Apollo und Dionysos, Stier- und Bärenmasken, Gottheiten aus Afrika und vom Amazonas, Harlekine, Gaukler, Akrobaten, meistens aber Carmens, Aphroditen, Kleopatras, Katzen-, Panther- und Löwenfrauen. Adolf Hitler beim Vorspiel mit einem farbigen Transvestiten im getigerten Tight Suit; Tutenchamun verabredet sich zum Date mit Marilyn Monroe. Ein John Wayne hechelt aufzitterigen Beinen einem kandierten Apfel hinterher. Auf die Spitze getrieben, wird die Begierde zur Parodie. Kostüme, die hohl wirken, geschmückte Körper fassaden,

halbmondförmigen Orchideenkopf die Platane der Tropen und Obdachlosen, die meistens an „Elefantiasis“ leiden:

Wesen aus einer Schreckensvision, die an gerade aus Auschwitz befreite KZ-Häftlinge erinnern, mit verbundenen Schädeln, amputierten Extremitäten, aufgequollenen Beinen oder Prothesen; brutale, zurückgebliebene Halbstarken, die in Gangs herumstreunen; Mädchen, fast noch Kinder, die tagtäglich vergewaltigt werden; entmutigte Schwangere, die ganz alleine gegen den Hunger von zweien kämpfen; in Lumpen gehüllte Schwachsinnige, die ihr Revier markieren, indem sie wie Stinktiere ihre weithin wahrnehmbare Duftwolke aussenden; bettelnde Kinder, die übersät sind mit Narben von Verbrennungen, Schlägen und Misshandlungen; Kinder im Grundschulalter, mit Tuberkulose, Augeninfektionen und Aids; randalierende Verrückte, die Selbstgespräche führen, plötzlich in schallendes Gelächter ausbrechen, masturbieren, Passanten mit Flüchen überhäufen, die für sie die Menschheit repräsentieren - und die Menschheit hat es verdient, hat es wirklich verdient. Greise, die sich mit ihren verfaulten Zähnen an dieser Welt festbeißen, die von ihnen erwartet, dass sie sich schnellstens aus dem Staub machen. Die Fürsten der diversen Kasten der Gesellschaft der Obdachlosen sind Räuber, Einbrecher, Taschendiebe, Laufburschen der Mafia, Polizeispitzel. In der Mittelschicht der Obdachlosen finden sich diejenigen, die auf ehrliche Art und Weise ihr Geld verdienen und die auf ihren Bauchläden mal Fahrkarten, mal Telefondräger, kandierte Kokosnüsse, Guaranälimonade oder Batidas anbieten.

Özgür glaubt einen Negro zu erkennen, dem es mit Güte des Geschicks gelingt, im Kosmos der Weißen vor Anker zu gehen, ohne dabei nicht unterzugehen. Sie, die Gringa, die Fremde, begehrt auf, will sich vom knallvollen Allerlei nicht ins Bockshorn jagen lassen, das Leben beim Schopf packen. Was hier im Abendrot versinkt, ist das Leben mit seinem ganzen Prunk und Elend - Mullatinnen:

Diese Frauen verwandeln eine heillos chaotische Metropole der Dritten Welt im Nu in eine tropische Insel; in eine traumhafte Insel, wie es sie nur noch in Reiseprospekten gibt, mit goldgelben Stränden, Palmen, Meeresmuscheln.

Stets schreiten die Mulattinnen mit aufreizenden, rhythmischen Schritten einher, als würden sie Bananenbündel auf dem Kopf balancieren oder einen Samba in Zeitlupe tanzen, gelassen und entspannt, während ringsum Hektik herrscht, einem unsichtbaren Liebhaber entgegen, der sie mit offenen Armen erwartet. Sie lächeln, das Geflüster eines magischen Gedichts im Ohr, in den leidenschaftlichen Spiegel des Nichts. Im grenzenlosen Bewusstsein ihrer Weiblichkeit beherrschen sie ihre Körper vollkommen, ohne sie jemals besessen zu haben. Halb trunken von dieser erstaunlichen Macht, dieser Macht des Genusses, die so